

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 21.

Wiesbaden, den 26. Mai 1898.

V. Jahrgang.

Das Schwein.

J. B. v. Dpf.

(Schluß).

(Nachdruck verboten.)

Bei der Schweinezucht sind drei Petriarten zu unterscheiden, nämlich die Zucht der Mutterschweine mit Ferkelverkauf, oder die Aufzucht von Läuferfischweinen und endlich die Mastung.

Die Zucht der Mutterschweine bedingt großen Fleiß, Erfahrung, gute Pflege, sicheren Absatz in der Umgegend, Haltung einer beliebigen Rasse, d. h. der lokalen Nachfrage. Die Rasse soll womöglich schnellwüchsig und mastfähig sein. Die Ferkel sollen in eine Zeit fallen, wo sie veräußert und gesucht sind. Ueber die Aufzucht der Ferkel sagt Herr Schmidt in seiner Preisschrift etwa Folgendes:

Die geborenen Thierchen werden auf trockenes, gesundes, geschnittenes und reines Stroh gelagert. Nach beendeter Geburt weist man jedem Ferkel eine Zitze am Gehänge der Mutter an. Verlegen die Jungen durch ihre äußerst spitzen Zähne das Gehänge, so müssen die Zähne mit der Kneifzange abgepflegt werden. Das Unterlassen derselben hat oft zur Folge, daß die Mutter die Jungen frisst, um sich den Schmerz fernzuhalten. Schwächliche erkalten die milchreichsten Zitzen. In den ersten Tagen nach der Geburt überläßt man die Ferkel sich selbst. Sie lagern sich auf einem Häufchen neben der ruhenden Mutter. Nach 1½ bis 2 Wochen bewegen sie sich spielend im Stalle. Wirft man ihnen etwas Erde hinein, so wird man sehen, daß sie in demselben wühlen und sogar davon verzehren. Man sollte deshalb nach 3 Wochen nicht veräumen, den Ferkeln täglich einige Schaufeln loser Erde in den Stall zu werfen. Der phosphorsäurige Kalk thut den Thierchen gut. Vermischt man die Erde mit Gerstentkörnern, so werden diese von den Thieren verzehrt, was der erste Schritt zum Entwöhnen ist. Nach 4 Wochen versuchen die Ferkel mit der Mutter von deren Futter zu fressen; doch suche man dies zu verhindern, da es ihnen schädlich ist. Das einzige zuträglichste Futter in diesem Alter sind die Gerstentkörner. Kuhmilch soll erst nach der fünften oder sechsten Woche gereicht werden. Nach fünf Wochen reiche man den Ferkeln neben Gersten- oder Haferstroh auch einige gedämpfte und zerdrückte Kartoffeln. Nach Verlauf von sechs Wochen kann süße Milch in Lebensatemperatur gegeben werden. Man biete den Thieren auch Gelegenheit zur genügenden Bewegung in frischer Luft und zum Wühlen in erdigen Massen. Nach 8—9 Wochen sind die Ferkel entwöhnt. Man sollte jedoch nicht alle Ferkel auf einmal von der Sau wegnehmen, sondern noch einige der schwächeren 1—2 Wochen länger dabei lassen.

Bei uns werden die Ferkel gewöhnlich in der dritten, vierten oder fünften Woche neben der Muttermilch in anstehenden Lauffässen abgerahmte Milch erhalten, später mit Kartoffeln, wobei es sich aber empfiehlt, die abgerahmte, noch nicht sauer gewordene Milch bis 60° R., somit nahe zur Siedehitze zu erwärmen, wodurch gesundheitsgefährliche Bestandtheile der Milch zerstört werden. Hierdurch wird namentlich dem Durchfall vorgebeugt. Das vollständige Entwöhnen findet bei dieser Methode nach fünf bis sechs Wochen statt.

Ja, sagte mein Nachbar, wenn man Säue kaufen will zum Masten, dann sollten sie doch mindestens 6 Wochen alt sein, damit man ihnen nicht noch lang „bäckere“ muß. Freie und namentlich süße müssen sie können, dann wird was aus ihnen, namentlich wenn man ihnen recht Milch geben kann. Aber die Augen muß man auf dem Saumarkt auch aufpassen, denn die Händler verstehen es aus dem H., aus einer kleinen Sau eine große zu machen. Sehen Sie nur einmal, wie sich die Säue strecken, wenn sie die Händler an einem hinteren Fuß parade führen. Ferner kommt es auch auf die richtige Rasse an; heuteutage will man ein Schwein nicht 1½ Jahr im Stall haben, bis man es schlachten oder als fett verkaufen kann.

Von großer Wichtigkeit für den Erfolg der Mast sind schon die Körperformen der Thiere; nur keine mit langem Kopf, schmalen Körper, hohen, groben Füßen und schwach entwickeltem hinteren Körpertheil; an die „Kaibe“, sagte mein Nachbar, ist mir zu bringen; — aber die englische Rasse, die sog. Yorkshirerasse, das sind Kerle die für uns passen, in einem halben Jahr sind sie fett.

Von der größten Wichtigkeit bei der Mast der Schweine ist aber die Wahl, die Zusammenziehung und die Zubereitung der Futtermittel. Wir können also vier Punkte in's Auge fassen:

1. das Nährstoffverhältniß,
2. der Nährwerth,
3. Zubereitung des Futters und
4. die Futterzeit.

1. Das Nährstoffverhältniß bezieht sich auf die richtige Futtermischung der stickstoffhaltigen Körnerarten: Roggen, Gerste, Mais, Erbsen und Bohnen mit den stickstoffreichen Futtermitteln, wie Rüben, Kartoffeln und sonstiges Wurzelwerk in einem Verhältniß wie 1:5. Beide Gruppen von Futterstoffen müssen bei einer jedesmaligen Mahlzeit in dem angegebenen Verhältniß vereinigt, gereicht werden, wenn das Mastziel möglichst schnell und auf eine vortheilhafte Weise erreicht werden soll. Die Fütterung von Milch und Molken verlangt erfahrungsgemäß eine erhöhte Körnerzugabe. Obgleich die Dicksuchen stickstofffrei sind, so dürfen sie den Mastschweinen doch nur in geringer Menge gegeben werden und können also nur einen geringen Theil des Körnerfutters ersetzen, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß nach Fütterung größerer Quantitäten von Dicksuchen der Speck eine ölige, ranzige Beschaffenheit annimmt. Brauntweinschlempe und Biertreber bewirken nur eine halbe, aufschwemmende Mast und beanspruchen daher gleichfalls einen verhältnißmäßig hohen Körnerzusatz. Mit dem Fortschreiten der Mastperiode muß auch das Körnerquantum sich allmählich steigern.

2. Den Nährwerth des Futters betreffend, ist zu bemerken, daß die Schweine bei der Darreichung von Mais in der Futtermischung eine dem Korn entsprechende Gewichtszunahme zeigen, aber dabei einen sehr weichen Speck haben. Auch die übrigen Körner, wie Gerste, Buchweizen, Roggen u. s. w., eignen sich zur Mastung vorzüglich, doch erfordern dieselbe eine Vorbereitung, weil sie sonst schwer verdaulich sind; am besten ist es, wenn die Körner geschrotet werden. Ferner verwenden wir zur Mast auch noch Kleien und Raamehl. Wer in der Nähe von Städten wohnt, wo man Biertreber, Malzkeime oder Mollereiafäße erhalten kann, der benutze diese Futtermittel, sie leisten ebenfalls gute Dienste. Bei uns auf dem Land werden allgemein die Kartoffeln bei der Schweinemast als Futter benutzt und hierzu sind dieselben ganz gut geeignet; nur müssen sie natürlich in Verbindung mit Schrot oder Kleien und Mehl und Milch gefüttert werden. Wie viel von den einzelnen Theilen bei der täglichen Ration dem einzelnen Schwein verabreicht werden soll, bringt die geschäftige Hausfrau nicht mit der Waage in der Hand zu wege, sie hat's schon im Auge und im Griff.

3. Die Zubereitung der Futterstoffe ist auf den Mastserfolg von erheblichem Einfluß. Die Kartoffeln dürfen nie roh, sondern immer in gedämpftem oder gekochtem Zustande gefüttert werden; ebenso sollen die geschroteten Hälftensträucher nur angebrüht verabreicht werden; auch alles Wurzelwerk muß gekocht oder mindestens gedämpft besser als roh verfüttert. Selbstverständlich muß man sich hierbei hüten, den Schweinen das Futter nicht zu heiß zu geben; am besten giebt man es lauwarm. Gekochte Kartoffeln und Rüben müssen zuerst zerdrückt werden, damit sie genügend aufquellen können und nicht zu heiß aufgenommen werden, was der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Wir füttern unser etwa 150 bis 160 Pfund schweres Schwein gegenwärtig pro Futterzeit mit 8—9 Pfund Kartoffeln, 3 bis 3½ Pfund Schrot und 2 Liter Sauermilch und macht dasselbe damit ganz gute Fortschritte. Die Mischung wird gut durcheinander gemacht, mit lauwarmem Wasser vermengt und so ein Schweinekübel voll gereicht. Vor jeder der drei Mahlzeiten wird der Trog sauber gereinigt; sieht man, daß nicht alles Futter verzehrt wurde, bricht man etwas ab. Die besondere sorgfältige Zubereitung der Futterstoffe erhöht die Verdaulichkeit und Schmackhaftigkeit derselben, worauf namentlich bei abnehmender Freiluft Rücksicht zu nehmen ist. Ferner vergessen wir nicht, die Mahlzeiten mit etwas Salz zu würzen und von Zeit zu Zeit ganz frisches Wasser zu reichen.

4. Die Futterzeit muß wie beim Rindvieh auch bei dem Schwein regelmäßig eingehalten werden. Bei den Mastschweinen ist es gut, wenn die Mahlzeiten von 3 auf 4 erhöht würden; giebt also eher etwas weniger, dafür aber öfter. Kurz: regelmäßiges Einhalten der Futterzeiten, Reinlichkeit im Stall und in den Futtertrögen, gute Zubereitung der Futterstoffe sind die haupt-

sächlichsten Grundlagen einer rationellen Mast, welche die Thiere nicht nur vor Krankheit bewahren, sondern deren Gedeihen auch derart fördern, daß die Schweinezucht, namentlich die Schweinemast in der That zu einem einträglichen Zweig der ländlichen Thierzucht wird.

Allerlei Praktisches.

Während der Blüthezeit der Obstbäume ist es oft rathsam, die Befruchtung der Blüthen künstlich herbeizuführen, besonders bei Formobst, soweit dies möglich ist, während es bei Hochstämmen wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten weniger in Betracht kommt. Die künstliche Befruchtung ist sehr einfach; man bediene sich dazu eines kleinen Haarpinsels, wie er zum Malen verwendet wird und betupft damit die verschiedenen Blüthen, um den Blüthenstaub der männlichen auf die weiblichen Blüthen zu übertragen. Die günstige Zeit dafür sind sonnige Nachmittage. Man hüte sich, mit einem Pinsel verschiedene Sorten zu befruchten ohne den Pinsel vorher gereinigt zu haben, da sonst leicht Kreuzungen der verschiedenen Sorten eintreten können, was der Ernte wesentlich nachtheilig sein kann. Tritt mit der Blüthezeit feuchtes, kühles Wetter ein, so ist diese Arbeit doppelt zu empfehlen, weil dann die Insekten (hauptsächlich Bienen) weniger fliegen, welche die Befruchtung sonst herbeiführen. Gleichzeitig kann mit dem Befruchten auch das Ausbrechen der zu eng stehenden Blüthen (besonders bei jungen Bäumen) vorgenommen werden. Bei dem Ausbrechen beschränke man sich jedoch nur auf die zu dicht stehenden Blüthen, denn man weiß nicht, ob die bleibenden Blüthen alle Frucht ansetzen, oder später noch abfallen; jedenfalls aber entfernt man stets die schwächsten Blüthen, da diese auch die geringwerthigsten Früchte bringen. Mehr als das Ausbrechen der Blüthen, ist das Ausbrechen der Früchte zu empfehlen, wobei auch nur stets die kleinsten entfernt werden.

Richtig kultivierte Erdbeer-Pflanzungen sehen jetzt in voller Blüthe wie beschneit aus. Aber auch schlecht ernährte Pflanzen blühen oft reichlich, wenn auch mit kleinen Blumen. Bei solchen entfernt man von jedem Blumenstengel alle Blüthen bis auf die untersten drei, sobald diese durch Anschwellung des grünen Fruchtbodens gezeigt haben, daß sie Früchte bringen wollen. Würde man alle Blüthen sich entwickeln lassen, so würden sie nur kleine oder gar keine Früchte bringen. Dieselbe Verringerung des Blütenreichtums kann man vornehmen an besonders kräftigen Pflanzen großfruchtiger Sorten mit dem Erfolg, daß man Schaufrüchte von riesigen Dimensionen dadurch erlangt. Derartige Eingriffe erlaubt man sich im letzten Falle jedoch nur bei einem kleinen Theil der Pflanzen, da die Erntezeit sonst sehr verkürzt würde. Im übrigen läßt man die Erdbeeren während der Blüthe, wenn hinreichende Bodenfeuchtigkeit vorhanden, möglichst ungestört; warmes Wetter, Sonnenschein und dadurch bedingter Insektenflug thun das Erforderliche zur Befruchtung.

Zum Pflanzen der Kohlrabi. Bei sehr frühem Auspflanzen suche man die jungen Pflanzen bei eintretendem Frostwetter, ebenso auch bei rauher trockener Witterung etwas in Schutz zu nehmen, indem genannte unangenehme Witterungseinflüsse einen großen Theil der Kohlrabi in die Blüthe treiben lassen, wo alsdann die selben keine großen und zarten Knollen ansetzen. Der einfachste Schutz besteht im Anhäufeln der Pflanzen bis zu ihrem Herzen mit Erde.

Die Gartenkresse geht angeeignet sehr rasch auf und hat einen scharfen, beißenden Geschmack. Sie wird meist zu Salat, oder auch als Zuthat zu Salat, Fleisch und Gemüse benutzt. Man kann sie den ganzen Sommer über ansetzen und man thut gut, sie in eine schattige Stelle in etwas sandigen Boden zu pflanzen, da sie sonst gern in Samen aufsteigt.

Schnecken zu vertreiben. Wir machten früher darauf aufmerksam, daß das Ausstreuen von aufgelöstem, feinem Kalkstaub bei trockenem Wetter ein gutes Mittel sei, Schnecken von Gartenpflanzen abzuhalten. Man schreibt uns nun, daß das Anlegen von schmalen, mit Vitriol bestrichenen Patten ebenfalls ein sicheres Mittel sei, um jene Schädlinge fernzuhalten. Legte es Mittel soll sich auch gegen Ameisen wirksam erweisen.



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
Wiesbadener General Anzeiger.



Nr. 21.

Wiesbaden, den 26. Mai 1898.

III. Jahrgang.

Die zwei Brüder und das Licht.

Humoreske.

(Nachdruck verboten.)

Es waren und sind noch zwei Brüder, junge wackere Burschen, die einander immer zugethan waren, wenn sie auch dann und wann, wie man sagt, ihre Eigenheiten hatten, der Eine ein fleißiger Studiosus, der Andere ein angehender Staatsbeamter. Ihre Angehörigen wohnten im zweiten Stockwerke eines weitläufigen Hauses, das Bruderpaar selbst hatte eine Junggesellenstube inne, welche durch einen ziemlich langen Gang von diesem Bogis getrennt war. Nun war es im harten Winter 1849. Die beiden Brüder brachten die Abende entweder in der Wohnung der Angehörigen zu, oder sie besuchten gemeinschaftlich einen Kreis von Freunden, der sich an gewissen Tagen regelmäßig zu versammeln pflegte, und woher sie gewöhnlich ziemlich spät heimkehrten. Die Junggesellenstube, von welcher ich erwähnte, wurde daher, und weil man in der Hauptstadt allenthalben mit dem Brennmaterial sparen muß, nur selten Abends geheizt.kehrten nun die Brüder heim, um aus den schneeflechten Kleidern in das warme Federbett zu kommen, so schloß bevor sie das Lager suchten der Eine gewöhnlich die Thür ab und der Andere blies das Licht aus.

Nun kamen sie einst im Januar gegen 10 Uhr Abends aus dem kleinen Casino, wo man sich bei Bier und Punsch gemütlich unterhalten hatte, nach Hause. Die Kälte war tief, der Sturm sauste durch die menschenleeren Straßen und überschüttete die verspäteten Wanderer mit feinen Schneemassen. Die Brüder waren halb erfroren, als sie am Hausthor anlangten, wo sie der Hausmeister auch noch eine schöne Welle pochen ließ. Endlich erreichten sie ihr ungeheiztes Gemach, der Eine langte die Kerze hervor und machte schnell Licht, dann stellten sie den Leuchter auf den großen Arbeitstisch, welcher mitten im Zimmer stand.

Nun ging es ans Ausziehen. Beide hatten es in der Eile bei der Schnelligkeit beim Entkleiden schon zu einer außerordentlichen Virtuosität gebracht, heute aber übten sie ihre Kunst aufs Großartigste aus. Wenige Secunden reichten hin, — und beide setzten mit einem gewaltigen Sprung, als wie auf ein gegebenes Commando — gleichzeitig in die Schlafstätten. Als sie sich hauchend und schauernd fast ganz unter die Decke begraben hatten, bemerkten sie end-

lich, daß das Licht auf dem Tisch noch brenne. Beide stredten die Nasenspitze bedenklich in die Höhe, endlich spricht nach langer Pause Wilhelm mit pathetischer Stimme: Du hast das Licht auszulöschen vergessen, ihue es nachträglich!

Heinrich: Ich? warum hätte ich denn vergessen — bin ich denn als Löschhörnel angestellt? Thu' Du es!

Wilhelm: Ich thu' es nicht.

Heinrich: Ich thu' es auch nicht! (Große Pause.)

Wilhelm: Also gute Nacht!

Heinrich: Gute Nacht! (Zweite noch größere Pause.)

Wilhelm: Du mußt das Licht auslöschen, denn Du bist der Jüngere.

Heinrich: Der Ältere soll immer Acht geben, daß im Hause Alles besorgt ist, damit kein Unglück geschieht! Der Ältere soll immer der Gescheiterte sein! Auch habe ich mir die Füße erfroren.

Wilhelm: Das ist vor acht Jahren geschehen. Uebrigens mußt Du das Licht auslöschen, denn Du hast heute Papparbeit gemacht, hast auf dem ganzen Tisch Papierchnigel und Holzspähne aufgehäuft und hast also eine Feuergefahr herbeigeführt.

Heinrich: Und Du hast Dein Pulverhörnel und die Kapselschachtel auf dem Tisch liegen: wenn das Haus in die Luft fliegt, kannst Du's verantworten!

Wilhelm: Du löschst also das Licht nicht aus.

Heinrich: Ich lösche das Licht nicht aus.

Wilhelm: Nun, mir recht, gute Nacht.

Heinrich: Gute Nacht! (Große Pause. Das Licht ist schon bedeutend herabgebrannt und hat einen Räuber).

Wilhelm (mit erhobener, feierlicher Stimme): Heinrich! Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich das Licht nicht auslösche!

Heinrich: Auch ich sage: Auf Ehre, ich lösche das Licht nicht aus!

Wilhelm (sich gegen die Wand umdrehend): Nun denn gute Nacht!

Heinrich (ebenso): Gute Nacht. (Sehr große Pause. Beide thun, als ob sie fürchterlich schnarchten.)

Heinrich: Es wird ein Unglück geschehen. Der Handleuchter ist ganz niedrig, die Papierschmigel reichen schon fast bis zur Flamme. Ich würde jetzt nachgeben. Du weißt, ich war nie ein Hartkopf, aber ich kann nicht, beim besten Willen — denn ich habe mein Ehrenwort verpfändet — sei also lieber Bruder, so gut —

Wilhelm: Auch ich habe mein Ehrenwort verpfändet,

und das ist nicht schlechter als das Deine. Willst Du kein Lump sein, will ich auch keiner sein.

Heinrich: Ja aber was fangen wir in dieser verfluchten Lage an?

Wilhelm: Das Beste ist, es wacht immer Einer um den Andern bis das Licht ausgebrannt ist, das kann höchstens zwei — drei Stunden dauern.

Heinrich: Wenn's aber doch Feuer fängt — die Teufelspapierstängel!

Wilhelm: Ich sorg' mich nur wegen des Pulverhorns!

Heinrich: Weißt Du was? Kannst Du nicht einen Stock erreichen, der im Winkel neben Deinem Bette steht? — Mach' das Licht damit aus!

Wilhelm (versucht es): Ja, wenn nur der Stock nicht um zwei Ellen zu kurz wär'. Mir fällt was Anderes ein. Mit der Bettleiste erreich' ich es vielleicht. (Er bricht mit ungeheurer Anstrengung eine lange Bettleiste ab.) — So — jetzt — ah — ah! (Die Bettleiste fällt auf den Hals des Leuchtens, ohne das Licht zu berühren.)

Heinrich: So! Jetzt hast Du's erst gut gemacht, jetzt hast Du noch Holz zum Feuer getragen. Warte ich werfe einen Pantoffel auf das Licht; in der entgegengesetzten Richtung, wohin es fallen muß, liegt just nichts Feuerfängendes. (Er schleudert den Pantoffel gegen das Licht, verfehlt es aber und schlägt zwei Fensterscheiben ein.)

Wilhelm: O! Es wird immer besser, jetzt bläst noch der Sturm durchs zerschlagene Fenster!

Heinrich: Vielleicht bläst er unser Licht aus! Wie wär's denn, wenn ich noch die anderen Fenster einwerfe, damit der Wind eine größere Gewalt hat?

Wilhelm: Ja, daß wir die Licht auch noch kriegen. Rufen wir lieber unsere Leute. (Weibe fangen an zu dröhnen.)

Heinrich: Ach Gott, draußen heult der Sturm, uns hört Niemand, wir sitzen hier wie auf einer wüsten Insel!

Wilhelm: Vielleicht hören sie uns doch. Weißt Du was, bombardiren wir unsere Thür. (Weibe schleudern ihre Stiefelknechte, die Stiefel und was sonst den Bettstellen zunächst ist, mit aller Gewalt gegen die Thür, was ein ungeheures Getöse verursacht. — (Große Pause.)

Der Lärm hat eine sehr fromme Jungfrau, welche unmittelbar unter den ehrenhaften Brüdern hauset, aufgeweckt. Sie glaubt Gespenster rumoren zu hören, und läutet unter Hilferufen ihrer alten Magd. Auch der Hausherr, der im gegenüberliegenden Flügel logirt, vernimmt das Getöse macht Licht und zieht seinen Schlafrock an. Es wird allmählich in dem weiten Hause lebhafter. Der Geisterpuck lockt mehrere Wohnparteien im tiefsten Regligé heraus. Man beschließt dem gräßlichen Gepolter auf die Spur zu kommen. Eine Schaar weißer Gestalten setzt sich in Bewegung, an der Spitze der Hausherr mit einem Nationalgarbesäbel. Der Zug erreicht endlich den zweiten Stock und die Thür zu dem Junggesellenzimmer, von wannen der Lärm ganz deutlich kommt. Die nächtliche Deputation öffnet ganz behutsam die Thür, und der Hausherr fragt, was es denn gebe? „Ach, bester Herr Hausherr,“ rufen die Brüder zugleich — „lösch' Sie nur um Gotteswillen unser Licht aus!“

Die Deputation fährt zwei Schritte weit zurück.

„Was sagen Sie, meine Herrn ich soll nur das Licht auslösch'?“

„Ja, wollen Sie gütigst nur das Licht auslösch'.“

„Aber erlauben Sie mir, es war ja doch hier Spectakel, es muß also wohl etwas geschehen sein! — Wir sind wegen des Spectakels hier, nicht wegen des Lichtauslöschens!“

„Ja, es muß aber doch etwas geschehen sein. Wenn nichts geschehen wär', so müßt' ich Ihnen — erlauben Sie mir — grad aufkündigen!“

Nun kommt noch die Schwester der beiden Brüder herzu, der sie das ganze Ereigniß mittheilten. Es gelingt ihr, die nächtliche Gesellschaft zu entfernen und auch den Hausherrn zu beschwichtigen, der es sich aber heute noch nicht nehmen läßt, daß da droben „etwas geschehen“ ist.

Nachdem das Licht endlich durch den schwesterlichen Hauch glücklich ausgelöscht und die Stube leer geworden war, sprangen die Brüder hurtig aus dem Bette, und gelobten, indem sie sich die Hände schüttelten, niemals mehr ihr Ehrenwort leichtsinnig zu verpfänden.

Die zwecklose Ohnmacht.

(Nachdruck verboten.)

Anna D. . . ., ihres Zeichen Mädchen für Alles, klagt vor dem Gewerbegericht gegen ihre frühere Herrschaft, den Destillateur Albert R., auf Zahlung von Lohn und Kost für sechs Wochen, da sie ohne gesetzlich hinreichenden Grund plötzlich entlassen worden sei.

„Ungehorsam oder gar offen widersehlisch sind Sie nicht gewesen?“ fragte sie der Richter.

„I bewahre! Wo werd' ich denn? Sehen Sie sich man alle meine Zeugnisse an, hier ist mein Buch, ob da wohl was drinne steht von Ungehorsam oder Widerstand? Ja's Gejenthell! Ueberall haben —“

„Schon gut! Schon gut!“ ruft der Richter und winkt dabei mit der Rechten so energisch ab, daß Anna es für gerathen hielt, ihren Redestrom zu unterbrechen. „Ein Grund zu Ihrer Entlassung wird doch wohl vorhanden gewesen sein.“

„Na, der wern Sie ja selber wissen, Herr Gerichts-hof, wenn man will, find man überall 'nen Grund. Aber wirklich ist der Grund gar keen Grund.“

„Also, was hat Ihre Herrschaft als Grund angegeben?“

„Sie haben mir jege sagt, wenn ich 'n Sonntag aus-jehen thue, muß ich ooch 'n Montag arbeiten können, und wenn ich 'n Sonntag schon vor 'n Montag krank bin, dann kann sie mir nich' brauchen und ich soll man meine Sachen packen und jehen.“

„Was hat Ihnen denn an dem betreffenden Montag gescheit?“

„Ich hatte die Ohnmacht.“

Inzwischen ist auch die klagende Partei, die bei Beginn der Verhandlung noch nicht zur Stelle gewesen war, eingetroffen, und zwar in der Person der Ehefrau des Verklagten. Ohne erst eine Frage des Richters abzuwarten, mischt sich diese sehr lebhaft in die Verhandlung.

„Der is ja allens nich wahr, Herr Richter, wat die Ihnen sagt. Sie müssen neemlich wissen, des is so 'ne verlogene Person.“

„Keine Beleidigungen! Das bitte ich mir aus!“ fährt der Richter energisch dazwischen.

„I, von Beleidigung is ja keene Rede. In's Jegen-thell! Ich lobe ihr ja sehr als Arbeiterin, wenn sie arbeiten will; aber sie will man meistens nich. Allens is ihr zu schwer.“

„Ja, bei Sie war et mir ooch velle zu schwer.“ bestätigt Anna. „Iodem Weechen war et ja bei Sie

noch zu schwer; bei habe ich gleich den ersten Tag gehört. Sie müssen drei Menschen haben und nicht eine."

"Ach nee!" meint Frau K. . . mit überlegenem Lächeln. "Bei mich war's noch Keener zu schwer. Aber wenn eine bleichsüchtig ist und immerfort müd sein thut, denn muß sie eben nich' in 'n Dienst, sondern bloß uff 'n Tanzboden gehn."

Anna öffnet den Mund so weit, als wollte sie nicht bloß antworten, sondern ihre frühere Dienstherrin mit Haut und Haaren verschlingen, aber bevor sie zum Stehen kommt, winkt ihr der Richter, wieder zu schweigen und sagte selbst:

"Sie ist also thatsächlich krank?"

"Ja, bleichsüchtig ist sie, aber nicht in meinem Dienst geworden, sondern schon früher immer gewesen", antwortet die Destillateursfrau.

Da bliebe doch aber noch zu konstatiren, ob durch den Dienst bei Ihnen ihre Krankheit nicht eine veraltete Steigerung erfahren hat, daß sie thatsächlich dienstunfähig geworden ist."

Annas Gesicht triumphirt. Aber Frau K. . . ist keineswegs gewillt, die Waffen zu strecken; im Gegentheil. Höhnisch klingt es von ihren Lippen:

"Na, wenn sie in andern Dienst ist, dann ist sie doch überhaupt nicht dienstunfähig."

Der Richter macht große Augen, als verstände er nicht recht.

"Jawoll," bekräftigt Frau K. . ., "sie hat 'ne andere Stelle und von uns will sie extra was 'rauswinden."

"Det is ja nich' wahr. Ich habe keinen Dienst."

"Arbeiten Sie etwa nicht bei Müller's in de Demminerstraße?"

"Ja, gewiß doch! Aber ich bin doch dort kein Dienstmeuschen."

"Det is allens eenjal."

"Nee," behauptet Anna, "det is nich' eenjal. Wenn ich nich' Dienstmeuschen bin, kann ich von Sie Lohn und Kostgeld verlangen, weil ich mir bei Sie krank gearbeitet habe."

Und sie ist nicht wenig empört, als sie vom Richter hören muß, daß sie darauf keinen Anspruch besitzt, wenn sie einen anderen Verdienst hat. Kopfschüttelnd verläßt sie den Saal und gar nicht leise brummt sie vor sich hin: "Dann hätte ich ja erst ja nich' in die Ohnmacht zu fallen gebraucht!"

Fünf Minuten vor Zwölf.

Kolonel Ralph Mibbleby, der unlängst aus dem Indianerterritorium zurückgekehrt, erzählte ein haarsträubendes Abenteuer, das er in jenem Gebiet erlebt. Ich hatte, berichtet der Oberst, die Erlaubnis erhalten, das Territorium zu bereisen, aber ich fand bald, daß die weißen Halunken, die neben den rothen Teufeln jene Gegend unsicher machen, sich den Henker um meinen Schein kümmerten. Eines Tages kehrte ich durchnäht und hungerig in eine Art von Wirthshaus ein. Eine Bande rauher, unheimlicher Gesellen umstanden den Schenkisch, Whisky trinkend, spuckend und lärmend. Bald bemerkte ich, daß meine Gegenwart den Burschen mißliebig zu sein schien, und war eben im Begriff, daß Lokal zu verlassen, als einer von der Gesellschaft, der roheste, ungeschlachteste Kerl, der mir in meinem Leben vorgekommen, auf mich zukam.

"Was ist Euer Geschäft hier, Capt'n?" — "Ich bin hier, mir das Land anzusehen." — "Sol Und

habt Ihr's Euch nun angeschaut?" — "Ja." — "Was treibt Ihr Euch denn noch hier herum?" — "Ich denke, daß ich das Recht dazu habe." — "Was für ein Recht?" — "Dieses", erwiderte ich, meinen Paß herausziehend und ihm denselben überreichend.

"Das gilt hier keinen Pfifferling!" sagte er, als er das Papier entfaltete. Seine Kumpane brachen in ein rohes Gelächter aus. Ich hatte einen Revolver bei mir, doch was half mich der gegen ein Duzend solcher Menschen.

"Seht, Mann", fuhr der Bursche fort, nachdem er meinen Schein in Stücke zerrissen, "wir durchschauen die Geschichte. Ihr seit ein Geheimpolizist und kommt nicht in der besten Absicht hierher!" — "Ich bin kein Geheimpolizist." — "Damit wollt Ihr sagen, daß ich ein Lügner sei?" — "So ist's gemeint, Jack!" rief einer der Bande.

Im nächsten Moment war ich umzingelt; jeder der Kerle hatte seinen Revolver gezogen. "Ich sollte Euch eigentlich auf dem Fleck niederschießen", sagte der mit Jack Angeredete, "sollte Euch das Lebenslicht sofort ausblasen." Einer der Schurken stürzte auf mich zu und entwand mir meinen Revolver.

"Well", fuhr Jack fort, "ich will Euch sagen, wie wir's mit Euch im Sinne haben. Da stellt Euch hin — nicht da — so — und nun macht die Rechnung mit Eurem Herrgott!"

Ich stand vergebens um mein Leben, die Augen der weißen Teufel glühten vor Mordlust. "Es ist jetzt fünf Minuten vor zwölf", sagte Jack, "da seht auf die Wanduhr: punkt zwölf Uhr fahrt Ihr mit Extrazug in die Hölle!"

Neues, brüllendes Gelächter. Ich blickte auf die Uhr und begann ein Gebet zu murmeln. O wie kostbar eine kurze Spanne Zeit sein kann. Ich dachte an mein Weib, an meine Kinder — und nur noch fünf Minuten zu leben! Wie lang mir die Zeit wurde, sie schien sich mir zur Ewigkeit auszudehnen. Kalter Schweiß rieselte über meine Stirne herab, Thränen umflorten mir die Augen. Ich konnte die Uhr nicht mehr deutlich sehen, aber ich wußte, es konnte höchstens noch eine Minute bis zwölf sein.

Daß die Schurken mich tödten würden, daran hegte ich nicht den leisesten Zweifel, warum aber dies Verlängern der Qual? Die Zeit mußte herum sein. Meine Kniee wankten, kaum konnte ich mich noch aufrecht erhalten. Noch einmal dachte ich an meine Mary, an die beiden Kleinen — da hörte ich ein Lachen hinter mir.

Schnell wandte ich mich um und sah einen Neger hinter mir stehen — die Bande war fort. Ich schaute nach der Wanduhr — sie zeigte fünf Minuten vor zwölf.

"Worüber lachst Du?" fragte ich den Schwarzen. — "Ueber alten Wit, die die Cow-boys (Kuhhirten) mit Euch machten; die Uhr nit gehen, Herr! Die Gentlemen mir sagten, Euch Revolver wiederzugeben — hier. O Herr, es war zu komisch!"

Allelei Humoristisches.

Höflicher Grad.

"Die Frau Schulze hat ihren Mann wohl gründlich unter dem Pantoffel?"

"Und ob!" Der hat keinen Haus Schlüssel und doch ein Schlosser!"

„Hotel Kaiser“ in Tsingtau.

Ueber das erste Hotel in Tsingtau in Deutsch-China berichtet die „Köln. Volkszeitung“: „Von Hotels ist vorläufig nur eins vorhanden. Es führt den stolzen Namen Hotel Kaiser, hat aber keine Zimmer zu vermieten. Der Inhaber ist ein spekulativer Chinese aus Schanghai, der in der Hauptstraße des Ortes ein Chinesenhaus gemietet hat. Im Vorderhause mit der nach der Straße gerichteten Veranda befindet sich ein Kaufladen, in welchem er allerhand Confervenbüchsen, Stoffe, Stiefel, Nähzeug, Schnäpfe und Biere feilbietet. Ueber dem Eingange prangt auf einer weißen Tafel die Inschrift: „Hotel Kaiser, Inhaber: Foaking und Ahisoi.“ Der freundlich grinsende Inhaber hat bereits Deutsch gelernt. „Ik sabo deutsch,“ sprach er mich unter tiefen Verbeugungen an. Gobenol at gebeno pamischu opon Otel, kommen Sie, luski, no habo pisi man, no habo dima, bei an bei.“ Da dieser spanisch-englisch-deutsch-chinesische Dialekt von jedem rheinischen erheblich verschieden ist, will ich die deutsche Uebersetzung dieses Deutsch gleich beifügen: „Ich kann deutsch, der Gouverneur hat mir Erlaubniß gegeben, ein Hotel zu eröffnen, kommen Sie, besuchen Sie es; ich habe noch keinen Gast, weil ich keine Zimmer habe, aber noch und noch.“ — Die Wörter pamischu, luski, pisi, bei an bei sind nicht deutsche, sondern gehören der Umgangssprache zwischen Chinesen und Europäern an, wie sie in den offenen Häfen gesprochen wird, dem sogenannten Pidgin-Englisch. — Pamischu ist Permission, luski heißt look see (schau, sieh), pisi steht für piece, d. h. Stück, denn der Chinese sagt nicht ein Mann, zwei Männer, sondern ein Stück Mann, zwei Stück Mann; bei an bei ist das englische by and by. Was im Hotel Kaiser irgendwie an ein Hotel gemahnen könnte, ist ein kleines, ganz behagliches Wirtshäuschen im Hinterhause mit moderner europäischer Einrichtung. Auf dem Kaminbrette stehen batterieweise Münchener und Pilsener Bier, Gin und Whisky, aber vor der Hand fehlt das pisi man, das „Stück Mann“, um sich an diesem Nektar zu laben.“

Anzüglich.

„Ich habe ein neues Trauerspiel geschrieben!“
— „O geh'n S', mach'n S' keine solchen Poffen!“

Kasernenhofblüthe.

Unteroffizier: „Einjähriger, eingebildeter wie Sie konnte das Puhn nicht sein, welches das Ei des Columbus gelegt hat!“

Schneidig.

Früher waren ganz unstreitig
Schwerter nur und Messer schneidig,
Aber jetzt in unserer Zeit
Hat ja Alles große „Schneid“.
Schneid'ge Mädchen, schneid'ge Frauen
Kann man alle Tage schauen.
Schneidig glänzt das Firnamant,
Schneidig ist der Herr Student,
Schneidig duftet auch die Rose,
Schneidig sitzt der Rock, die Hose,
Schneidig tanzen, schneidig singen
Hört häufig man erklingen.
Schneidig ist der Wein, das Bier,
Schneidig ist der Offizier,
Schneidig auch der Elephant.
Schneid vor Allen, wie bekannt,
Hat der „Farde-Picutenant“
Schneidig ist, was uns erfreut,
Alles, Alles hat jetzt „Schneid“.
Dennoch fehlt es oft noch weit
Und bei all' der großen Schneid
Ist nach feineren Begriffen
Manches furchtbar — ungeschliffen.

Modern.

Dame (zur neu eintretenden Köchin): „Können Sie auch Fahrräder putzen?“
Köchin: „Nein, gnädige Frau, aber ich kann Ihnen die Adresse geben, wo ich das meinige putzen lasse!“

Enfant terrible.

Der kleine Franz (der von einem Besuch ein Thierbilderbuch geschenkt bekommt, erstaunt): „Das ist also ein Rhinoceros? Du, Mama, das sieht aber eigentlich ganz anders aus, als der Onkel!“

Das neue Radfahr-Costüm.

Pisi (die in ihrem neuen Dienst zum ersten Mal die Kleider reinigt): „Jetzt muß i' erst die gnä' Frau frag'n, ob dös g'schöpfige G'wand i' Ihr oder I hm g'hört!“

Durch die Blume.

Herr: „Sie sind furchtbar heiser!“
Fräulein: „Ja; ich glaube, ich könnte heute nicht mal um Hülfe rufen, wenn mich Einer küssen wollte!“

Ein jovialer Geistlicher wird beim Rasiren stark geschunden und sagt zum Friseur: „Ja, ja, der leidige Brauntwein!“
„Gewiß“, antwortet dieser, „die Haut wird durch's Trinken sehr empfindlich!“

Moderner Idealist.

„... Was, Du heirathehst, um Deine Gläubiger zu bezahlen?“

„Ja, es bleibt mir kein Pfennig — Du weißt, ich bin Idealist.“

— Also im Kloster hat Ihr Fräulein Tochter das Klavier spielen gelernt?

— Ja, Herr Professor. Wie finden Sie ihr Spiel?

— Nun, sie ist eigentlich ein wenig gar zu erfüllt von der Lehre, daß die rechte Hand nicht wissen soll, was die linke thut.

Junge (zum Schuhmann): Sie! Dort unten prügeln sich zwei Frauen.

Schuhmann: Scher' Dich zum Teufel und kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten!

Junge: Aber die eine davon ist ja Ihre Frau!

Schuhmann: Dann sei Gott der Andern gnädig!

Auch ein Grund.

Mutter: „Kinder, Ihr müßt jetzt recht brav sein! Der Vater hat sich die Hand verstaucht, und da kann er Euch nicht durchhauen!“

Entweder — oder.

— „Wie sonderbar der junge Schu'ze aussieht!“

— „Der hat entweder einen Raubmord auf dem Gewissen, oder er — will einen Toast ausbringen!“



Wer hat das Fenster eingeworfen?